

Nr. 156. Bromberg, den 12. Juli 1932.

Das Mangobaumwunder

Eine unglaubwürdige Geschichte

von Leo Perutz und Paul Frank.

9. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Doch, doch!“ sagte er. „Ich habe allerlei davon gehört, auch einiges darüber gelesen. Sie glauben aber doch nicht im Ernst, daß irgendeiner dieser Fakirtricks sich nicht auf eine wissenschaftlich befriedigende Art erklären ließe? Das meiste ist zweifellos Training des Körpers, das Lebendigbegrabenlassen mancher Fakire zum Beispiel, soweit es nicht überhaupt als Schwindel und Humbug festgestellt ist. Andere Experimente beruhen anscheinend auf Wachsuggestion. In diese Kategorie gehört vermutlich jener bekannte Versuch mit der Bohnenranke, von dem man vor einiger Zeit so viel Aufhebens gemacht hat.“

Der Baron hatte sich bei den letzten Worten Dr. Kircheisens erhoben, stützte die Arme auf den Schreibtisch und blickte den Arzt aufmerksam an.

„Was ist das für ein Experiment, das mit der Bohnenranke?“ fragte er.

„Das Experiment mit der Bohnenranke? In der Züricher psychologischen Gesellschaft wurde es meines Wissens vor zwei Jahren zum erstenmal einer kleinen Gesellschaft von Gelehrten vorgeführt. Ein indischer Gaukler pflanzte eine Bohne in die Erde, aus der innerhalb einer halben Stunde eine Ranke bis zu einer Höhe von zirka zwei Metern emporschoß und Blüten ansetzte. Er hat dann das Experiment in umgekehrter Richtung wiederholt, bis wieder zum Schluß die Bohne da war, die er in die Erde versenkt hatte. Später zeigte er dasselbe Experiment an einem Rosenstrauch. Ich war übrigens bei jener Sitzung nicht anwesend und kenne die ganze Geschichte nur aus Zeitungsberichten. Solange ich das Experiment nicht selbst gesehen und geprüft habe, muß ich es für einen ausgezeichnet inszenierten Humbug halten.“

„Und wenn ich Ihnen nun sage, daß ich eben dieses Experiment mit eigenen Augen gesehen und geprüft habe und daß es kein Humbug ist, Doktor!“ Der Baron hatte sich hoch aufgerichtet. Er zitterte am ganzen Körper vor Erregung.

„In Indien?“ fragte der Arzt. Er hatte einem Futteral ein kleines Thermometer entnommen und schob es dem Baron in die Achselhöhle.

„Nein! Hier in diesem Hause!“

„Von Ulam Singh vorgeführt, wahrscheinlich. Nicht wahr?“

„Ja, Doktor! Begreifen Sie jetzt, daß mir an seinem Leben liegt?“

„Waren zu diesen Versuchen noch andere — kritischer veranlagte Personen beigezogen?

„Ich war der einzige Zeuge.“

„Sind Sie unter diesen Umständen sicher, daß Sie nicht das Opfer einer Täuschung, oder“ — Dr. Kircheisen lächelte — „sagen wir: Ihrer nicht genügend geschulten, unwissenschaftlichen Betrachtungsweise geworden sind?“

„Geben Sie ihm das Karasin-Serum! Bringen Sie ihn für eine halbe Stunde zum Bewußtsein, und Sie sollen das Experiment selbst mit ansehen und prüfen. Das verspreche ich Ihnen!“

„Ich habe kein Recht, Herr Baron, das Leben dieses, nach allem, was Sie mir erzählen, zweifellos sehr interessanten Patienten nur aus wissenschaftlicher Neugierde mutwillig abzukürzen,“ sagte Dr. Kircheisen lächelnd.

„Sie nehmen mich noch immer nicht ernst, Doktor! Wenn Sie mir doch nur endlich glauben wollten!“

„Aber, Sie sind im Irrtum, ich glaube Ihnen ja jedes Wort, verehrter Herr Baron,“ beruhigte ihn der Arzt und zog das Thermometer unter dem Arm des Barons hervor. „Natürlich. Ich dachte mir's gleich. Neununddreißig sechs! Sie fiebern, Herr Baron.“

Er bettete das Thermometer wieder in das Futteral. „Wundfieber offenbar. Sie haben ja vor ein paar Tagen eine kleine Operation überstanden,“ sagte er dann und wies auf den Verband, den der Baron am Halse trug. „Wenn Sie erlauben, werde ich Ihnen jetzt den Verband erneuern. Zu solch kleinen Diensten erweist sich die rationalistische, materialistische Wissenschaft Europas doch vielleicht als ausreichend. Meinen Sie nicht?“

Dr. Kircheisen löste die Sicherheitsnadel ab, die den weißen Leinwandstreifen zusammenhielt. „Es ist ja wahrscheinlich nur eine Bagatelle, dieser geschnittene Furunkel, aber in Ihrem Alter muß man auch bei Kleinigkeiten vorsichtig sein. Wie alt sind Sie übrigens, Herr Baron, wenn man fragen darf?“

Die Frage schien dem Baron nicht willkommen.

„Warum wollen Sie das wissen?“ fragte er. „Ich habe immer mein eigenes Tempo gehabt im Altwerden. Jeder Mensch hat sein eigenes Tempo: der eine beeilt sich, der andere läßt sich Zeit.“

„Ich meine Ihr kalendarisches Alter, Herr Baron.“

Der Baron gab keine Antwort. Dr. Kircheisen begann vorsichtig den Leinwandstreifen vom Hals des Patienten abzulösen.

„In Indien, in der Stadt Allahabad,“ sagte der Baron plötzlich, „hab' ich Wachteln gefrühstückt, die waren vier Wochen alt und hatten dennoch viele hundertmal die Sonne auf- und untergehen gesehen. Sie hatten das zarte Fleisch junger Tiere und waren dabei uralt und fett vor Alter.“

„Wie das?“ fragte Dr. Kircheisen.

„Die Wachteln nehmen regelmäßig zu einer bestimmten Tageszeit ihr Futter zu sich, nämlich bei Sonnenaufgang. Das machen sich die Inder zunutze. Sie sperren die Wachteln, die gemästet werden sollen, in einen dunklen Keller. Wenn nun die Türen geöffnet werden und das Tageslicht in den Keller fällt, dann glauben die dummen Tiere, es sei Morgen, beginnen zu singen und nehmen das Futter. Anfangs geschieht die Täuschung zweimal täglich, dann öfter, zum Schluß beinahe stündlich. So werden die Wachteln alt und fett lang vor der Zeit. Sie glauben ihr Leben zu Ende gelebt zu haben, wenn ihnen das Küchenmesser am Halse sitzt, und sind satt und zufrieden. Welchen Sinn hätte

es für die betrogenen Tiere, darüber nachzudenken, wann sie aus dem Ei gekrochen sind? Sie wissen nicht, ob es ein Tag war, der zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang lag, oder nur Minuten."

„Sehr interessant," sagte Dr. Kircheisen zerstreut. „Ich dachte anfangs, es wäre wieder irgendein indisches Fakirkunststück, das Sie mir erzählen wollten. Eine sehr philosophische und lustige Geschichte, die Geschichte von den Wachteln von Allahabad."

„Finden Sie sie wirklich so lustig?" fragte der Baron.

Dr. Kircheisen hörte nur mit halbem Ohr hin. Er hielt den Verbandstreifen in der Hand. „Donnerwetter!" sagte er. „Haben Sie aber viel Blut verloren. Die ganze Leinwand ist durchtränkt. So! Jetzt noch die Watte ablösen, am besten mit einem bißchen Wasser — schon nicht mehr nötig, es geht auch so. Jetzt, ein bißchen waschen zuerst, so und jetzt — ja, zum Kuckuck, was ist denn das?"

Der Arzt legte die blutgetränkte Watte aus der Hand, ergriff den Kopf des Barons und drehte ihn nach rechts und nach links.

„Was gibt's denn, Doktor?"

„Also, das geht über meinen Horizont! Ich finde nicht die geringste Spur einer Wunde!"

„Das ist unmöglich!" rief der Baron.

„Nicht die Spur einer Wunde! Nicht die allerkleinste Verletzung. Sie sind hier niemals geschnitten worden. Ich begreife nicht, warum Sie Ihren Hals mit einem blutgetränkten Verband umwickelt haben."

„Sie müssen sich irren, Doktor. Mein Hausarzt hat mich vor fünf Tagen um ½10 Uhr vormittags am Hals geschnitten, nachdem er mich vorher die ganze Nacht über mit essigsaurer Tonerde gequält hatte. Er hat die Geschwulst zuerst mit Chloräthyl-Spray anästhetisiert und dann einen raschen Schnitt durchgezogen."

„Unmöglich! Es mußte doch die charakteristische, kreisrunde, wie mit dem Locheisen ausgeschlagene Öffnung zurückgeblieben sein! Aber ich finde nichts."

„Wirklich? Ich habe keine Wunde am Hals?" schrie der Baron. „Was ist das wieder für eine Teufelei!"

Er ließ den Zeigefinger über Hals und Nacken gleiten. „Doktor! Einen Spiegel! Dort an der Wand hängt einer."

„An der Wand hängt gar nichts."

„Ach so! Ich vergaß, ich habe sie ja gestern selbst alle heruntergenommen! Dort im Schreibtischfach muß er liegen."

Dr. Kircheisen holte den Spiegel hervor. Mit einem Mal schlug sich der Baron mit der Hand an die Stirn und ließ sich in seinen Lehnstuhl zurückfallen.

„Natürlich!" sagte er dann ruhig. „Daß mir das nicht gleich eingefallen ist!"

„Ich verstehe nicht, was das zu bedeuten hat!" rief der Arzt.

„Mir ist alles ganz klar!"

„Dann erklären Sie mir doch . . ."

„Es ist die selbstverständlichste Sache von der Welt!" rief der Baron mit seinem heiseren Lachen.

„Was hat das also zu bedeuten?"

„Vielleicht ist auch das nur ein ausgezeichnet inszenierter Humbug! So nannten Sie's doch vorhin, nicht? Oder eine kleine Wachsuggestion, meinen Sie nicht, Doktor?"

„Wollen Sie mich zum besten halten, Herr Baron? Was hat Ihre Wunde mit jenem Bohnenrankenexperiment zu tun?"

Baron Vogh kam nicht mehr dazu, dem Arzt Rede zu stehen. Denn ein Ereignis trug sich in diesem Augenblick zu, so überraschend und erschreckend, daß das Rätsel des blutbefleckten Verbandes sogleich in den Hintergrund gedrängt wurde.

Der Baron war plötzlich aufgesprungen und bemühte sich mit seinen zitternden Fingern, das Fenster zu öffnen.

„Hören Sie, Doktor! Haben Sie's gehört?"

„Ja! Es hat jemand geschrien! Unten im Garten."

Das Fenster flog auf. Der Baron beugte sich weit hinaus.

Noch einmal ertönte ein Schrei von unten her. Diesmal lauter.

„Das ist Gretl!" rief der Baron. „Es ist Gretls Stimme! Was ist geschehn?"

Und jetzt, trapp, trapp, die Schritte eines Menschen, der in furchtbarer Aufregung über den Kiesweg gelaufen kam.

„Philipp!" kreischte der Baron. „Philipp! Was ist geschehn?"

„Herr Baron!" jammerte die Stimme des alten Philipp atemlos und keuchend von unten herauf. „Wieder eine Schlange! Der Baronesse ihr Hund . . . ist gebissen . . .!"

Ein Urwaldabenteuer.

Von all den merkwürdigen und aufregenden Erlebnissen, die an jenem Tage auf den unglücklichen Dr. Kircheisen einstürmten, war es das Abenteuer in des Barons kleinem Treibhausurwald, das die tiefsten und nachhaltigsten Wirkungen in den Nerven des Arztes zurückließ. Lange konnte er die Erinnerung an den geheimnisvollen indischen Dschungel in der Orchideenabteilung des Glashauses nicht loswerden und noch Jahre nachher schlich sich das spukhafte Erlebnis immer und immer wieder in seine Träume. Dann fuhr er schreiend aus dem Schlaf auf, schlug wild mit den Fäusten um sich und stieß angsterfüllte oder anfeuernde Rufe aus, bis die alte Bettina kopfschüttelnd, die Lampe in der Hand, in sein Schlafzimmer trat und ihn mit ihrem Jammern in die Wirklichkeit zurückbrachte.

„Herr Doktor! Aber Herr Doktor! Gewiß sind der Herr Doktor wieder im Urwald und jagen Schlangen!"

Zweifellos ist es ein recht seltsames Ansinnen, von einem Arzt, der ganz harmlos zu einem Krankenbesuch gekommen ist, zu verlangen, er möge an einer Schlangenjagd im indischen Urwald teilnehmen. Dr. Kircheisen fand mit Recht, daß es ein wenig außerhalb seiner beruflichen Sphäre lag, dem Baron zu helfen, das giftige Reptil, das im Treibhause sein Unwesen treiben sollte, unschädlich zu machen. Dr. Kircheisen war alles andere, als ein Heros. Im ersten Augenblick wollte er energisch ablehnen. Ein vages Gefühl tauchte in ihm auf, daß es in einem wohlgeordneten Staatswesen doch wohl irgendeinen Funktionär geben müsse, in dessen Pflichtenkreis die Vertilgung solch gefährlicher Tiere fiele, — der Wasenmeister! Selbstverständlich der städtische Wasenmeister! Und sofort schoß ihm der Satz durch den Kopf, den er hier und da im Zusammenhang mit wutverdächtigen Hunden in den Zeitungen gelesen hatte: „. . . wurde dem Wasenmeister zur Vertilgung übergeben . . ."

Aber in dem gleichen Augenblicke, da dieser Gedanke dem Arzt durch den Kopf flog, kam die Baronesse, den toten Foxl Billy in den Armen haltend, schluchzend die Treppe hinauf, und diese Begegnung war es, die dem Dr. Kircheisen zu der heroischsten Stunde seines Lebens verhalf.

Eine Welle von Wut und Entschlossenheit strömte ihm plötzlich zum Herzen.

„Baronesse!" sagte er. „Weinen Sie nicht länger. Ich werde Ihren armen Hund rächen! Wie ist denn das Unglück überhaupt geschehen?"

„Billy ist aus dem Treibhaus gesprungen, hat furchtbar geschrien und geheult und ist hin und her gelaufen," berichtete die Baronesse, noch immer schluchzend. „Dann ist er hingefallen, hat mit den Beinen gezuckt und war tot."

„Im Treibhaus also müssen wir die Schlange finden. Kommen Sie, Herr Baron!"

„Einen Augenblick, Doktor!" sagte der Baron. „Warten Sie hier auf mich, ich habe einiges vorzubereiten für unsere kleine Expedition. Spatz, du bleibst im Hause und gehst nicht in den Garten, eh' ich dir's erlaub'." Der Baron verschwand im Nebenzimmer.

Dr. Kircheisen wandte sich dem „Spatzen" zu. Er fand, daß dieser Name durchaus nicht zu der Erscheinung der Baronesse paßte.

„Sie haben Ihren Hund wohl sehr gern gehabt?" fragte er das junge Mädchen.

„Er war das einzige, was ich auf der Welt hatte! Billy, mein süßer, armer Billy!" klagte die Baronesse und wischte sich mit dem Handrücken die Tränen aus ihren großen blauen Augen.

„Aber! Aber! Das einzige? Sollte es keinen Menschen geben, den Sie auch ein wenig lieb haben?" fragte Dr. Kircheisen.

„Menschen? Die sind doch alle langweilig. Ich unterhalte mich viel lieber mit Hunden."

„Es ist merkwürdig", sagte Dr. Kircheisen, „wie unsere Ansichten sich begegnen. Würden Sie mir es glauben, daß auch ich zuzeiten das Gefühl habe, daß wahre, unegoistische Freundschaft nur zwischen Mensch und Tier möglich ist?

Aber freilich, den Mut, diesen Gedanken laut auszusprechen, habe ich niemals gehabt. Sie sind mir um einige Jahre in Ihrer geistigen Entwicklung vor, Baronesse!"

Das junge Mädchen streichelte ihren toten Liebling und gab keine Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Wo das Glück wohnt.

Stillheitere Besuchserinnerungen eines Geistlichen,

von Artur Brausewetter.

Zu zwei alten Fräuleins kam ich auf meinen Besuchsgängen.

In einem Stift wohnte das eine. Hinter hohen, dicht schattenden Mauern liegt es, abseits von der Straße, deren Lärm nicht in seine Stille dringt. Verwittert sind die Giebel, zerrissen die altertümlich schöne Front. Ein schmaler, behender Fluß rieselt hurtig an ihm vorüber, erzählt allerlei . . .

Das alte Fräulein bewohnt ein kleines, aber den ganzen Tag von der Sonne durchschmeicheltes Zimmer im Erdgeschoß. Gleich, wenn man eintritt, weiß man, daß die Bewohnerin einmal bessere Tage gesehen. Die altertümlichen, mit schwerer, stark verschossener Seide überzogenen Möbel, die mit ein wenig aufdringlichem Selbstbewußtsein tickende Stutzuhr auf dem Gesims, die Bilder und Gewebe an der Wand, alles das zeugt von verschwundener Pracht.

Die alte Dame macht auch kein Hehl daraus. Aber sie spricht von ihrer Vergangenheit nicht mit Wehmut oder gar mit Bitterkeit. Wie von einem holden, schönen Traum spricht sie von ihr: Damals, als ihr seliger Vater noch zu den ältesten Patriziern der Stadt gehörte, als es große Empfänge und Feste in dem vornehmen, schmalfenstrigen, hochgiebeligen Haus gab, als Frauen mit aufgebauschten Seidenkleidern, hohe Würdenträger, berühmte Künstler und Gelehrte bei ihnen ein- und ausgingen — wie schön war alles einmal!

Wie in ein mollig weiches Nest spinnt sie sich in ihre Erinnerungen ein. Und nur durch ein kleines Guckloch blickt sie aus ihnen hinaus in die Welt, in der die Menschen hasten und laufen, sorgen und handeln und meist wenig guter Dinge sind. Aber wenn die Sonne mit weichen Händen über das alte, kunstvoll geschnörkelte Sofa und über den runden Mahagonitisch liebevoll dahinstreicht, wenn ihre Strahlen über die verschlossenen, zum Teil zerlöcherten Gewebe an der Wand spielen, dann wird auch das Herz des alten Fräuleins weit und sonnig, fühlt nichts von Entbehrung.

Der einzige Luxus, den die alte Dame sich gestattet, sind Blumen. Nicht nur das Fenster, das ganze Zimmer ist von Duft erfüllt. Sie kosten ihr nicht viel. Das Fräulein zieht sie sich selber, kennt die Abstammung, die Geschichte, den Charakter einer jeden genau, spricht mit ihnen wie mit Kindern und wandert durch das kleine, schmale Gemach wie eine Königin durch ihr Reich.

Und wenn der Besucher nach dem Sinn der alten Dame ist und Herz für so etwas hat, dann holt sie ihren höchsten Schatz hervor: ein altes Photographiealbum in hellgrünen Plüsch gebunden, mit einem großen Silberschilde darauf. Und nun zeigt sie die Bilder ihrer Ahnen, die einmal zu den großen Festen im Artushof in der Sänfte getragen wurden, bei Oberbürgermeistern und alteingeborenen Patriziern ein und aus gingen, spricht von jedem, der hier seinen sorgsam ausgewählten Platz gefunden, mit stillem Stolz und dem feinen Lächeln der Liebe, spricht schließlich von ihrem Begräbnis, für das sie seit langem spart, weil es der Tochter des alten Patriziergeschlechtes würdig werden soll.

Es war das erste Mal, daß ich sie besuchte. Seitdem weiß ich, wie das Glück wohnt . . .

Ich kam zu dem anderen Fräulein.

Klein ist es und zierlich wie eine Puppe. Das schmale, von einem rosigen Hauch überzogene Gesicht hat etwas Kindliches — trotz mancher Falte und Rune, die eine unbarmherzige Zeit eingegraben. Weiß ist das Haar, aber schön, hochaufgekämmt. Und in der Sonne leuchtet es wie Silber.

Ich kannte die alte Dame schon lange. Sie zählte zu meinen ständigen Zuhörerinnen. Es war Verlaß auf sie. Ob ich auf der alten Rokokokanzel von St. Marien predigte, ob ich Bibel- oder Missionsstunden leitete, ob ich in christlichen Vereinen Vorträge hielt oder in den Volkshochschulkursen über Goethe oder Lessing las — — immer war sie da. Auch bei kaltem Wetter, wenn es in dichten Strähnen regnete. Sie fehlte nie.

Meist saß sie hinter einem der hochragenden Pfeiler mit der grünen Fußdraperie. Und was ich auch predigte, wenn es auch keineswegs traurig oder rührselig war — sie nahm ihr kleines weißes Batisttüchlein vor und weinte still in sich hinein.

Aber daß ich mich nicht überhebe: Ich war keineswegs die einzige Liebe dieser alten Dame. Sie hatte noch eine zweite, ebenso große. Das war der jugendliche Komiker vom Stadttheater in Danzig. Und wenn sie sich bei mir in der alten Marienkirche so recht von Herzen ausgeweint hatte und des Abends in der kleinen versteckten Parkettloge saß, dann lachte sie von ganzem Herzen über die Sprünge und Scherze des Übermütigen auf der Bühne.

Woher ich das weiß?

Von einem Besuche, den ich ihr eines Tages in ihrer alten Wohnung in einem gähnenden Mietshause machte.

Nun weiß ich nicht, ob es anderen auch so geht. Wenn ich eine Dame besuche, so hat sie immer Reinmacherei oder große Wäsche. Eins von beiden aber todsicher.

Ob es auch bei dem Fräulein so war, das freilich weiß ich nicht. Jedenfalls mußte ich warten. Vielleicht wollte die alte Dame sich schön machen.

Da sah ich auf dem alten Vertiko ein großes Bild im braunledernen Stehrahmen. Ich nahm es in die Hand: ich — im Talar, die Hand auf die Bibel gestützt. Aber da gegenüber so als Gegenstück sorgfältig hingestellt, in demselben braunledernen Rahmen ein anderes Bild: der jugendliche Komiker vom Stadttheater in Danzig als Schummerich in den „Zärtlichen Verwandten".

Ein leiser, zarter Schritt. Das alte Fräulein stand vor mir. Über das schmale Gesicht mit den noch kindlichen Zügen huschte der Hauch einer etwas verlegenen Freude.

Und wieder wußte ich, als ich nach einer Weile von hier fort ging, wie das Glück wohnt.

Fahrt durch Griechenland.

Von Kurt Münzer.

Ist das wirklich mehr als ein Symbol?. . . Griechenland! — Begriff der Klassik, Idee des Schönen und Guten, der Jugend! Aber irdisch gegründet, betretbar, schaubar, ein festes Land, ein leibhaftes Volk? . . .

Alle träumen wir den Traum, zu leben. Aber die Griechen haben, sprach Goethe, den schönsten Traum des Lebens geträumt. Wir gleiten über das Meer, Homers purpurnes Meer. Inseln, Korfu, Ithaka, Odysseus, Kalypso, Nausikaa... Schatten von Segeln, die vor zweitausend Jahren und mehr hier glitten, Kopien nach Phidias und Praxiteles nach Rom brachten, Kriegsschiffe, Handelsschiffe, Sklaven auf Ruderbänken, unter Sonnensegel Helena, Paris im Schoß — — Und wie all dies auch Griechenland selbst Sage, Legende, versunken? — Da, östlich, Land am Horizont. Land? Griechenland? Es ist? . . . Wie sie, die Griechen, einmal aus tiefster Seele riefen: „Meer! Meer!", so wir Enkel heute: „Hellas! Hellas!" . . .

Es steht, es liegt, blaue Meere tragen es sanft, mit seinen kargen Olivenwäldern, das Land mit seinen felsigen Gebirgen, seinen neuen Städten über Ruinen, Kinos über begrabenen Tempeln, Bars über verschütteten Arenen, einem Hotel über dem Hause des Plato, einer Fabrik über dem Garten des Solon . . .

Und dieses hohe, steinige Land schickt weit aufs Meer hinaus den Schiffen entgegen seinen zauberischen Duft: Lorbeer und Orange, Akazie und Kastanie, Rose und Feige. Ist es nicht Athen, das in Rosen ertrinkt, diese lärmende, schmutzige orientalische Stadt am Abhang eines Heiligtums der Welt, der Akropolis? Athen ist unter Rosen begraben im Frühjahr, roten Rosen; süßer Duft treibt in Wolken bis zum Piräus, über den Hafen fort aufs Meer.

Nach Griechenland reist man mit unendlichem Gefolge. Homer und seine Helden, Plato und seine Schüler, Alexander und seine Feldherren, Vasenmaler und Bildhauer, selbst Götter begleiten uns. Ihre Tempel gefallen, ihre Kulte erloschen, aber sie selbst sind unsterblich geblieben, sie sind die Visionen der Jugend und der Geistestrost der Alten, wir rufen sie an in Glück und Schmerz, wir ahnen Pan im Mittag unseres Tages, und Eros lebt in unseren Umarmungen. Es gibt eine Sehnsucht, die, erfüllt, nicht abstirbt: wenn wir Griechenland betreten, schließt sich der Horizont unseres Lebens und weitet sich zugleich ins Unendliche und Ewige: Griechenland . . .

Die Erfüllung ist schöner als der Traum von ihr. Was Autos in den Thermopylen, Knickerbockers in Delphis Tempelbezirk, Picknick auf dem Olymp mit Sekt und Führergeschwätz in Olympia! Was Dancingrooms in Athen, Lichtreklamen am Fuße des Parnaß, Touringcars und Apollo-Hotel Palace in Ägina, „Verry nice" vor dem Hermes des Praxiteles, Militärkapelle in Sparta, Radio in Mykenä! Nach dem Dinner, dennoch, trotz Frack und Foxtrott, oben auf dem Taygetos — eingeschneit ist er — seht, rosig-golden, sehet die Sonne Homers! . . . Alles versinkt, ist nie dagewesen, über dem vergänglichen Tag leuchtet unvergänglich: Hellas!

Und sei es das getrübte Hellas unserer Schule, das Land aus den Geschichts- und Griechischstunden, aus müheseliger Platolektüre und fleißigem Homerskandieren, das verleidete, verekelte Griechisch, mit dem man heute dort unverstanden und komisch ist: Hellas ist stärker als die Jahrtausende, als Schulen, Bücher, Pedanterie, Philologie, es lebt mit Göttern, Philosophen, Kurtisanen, Epheben und Künstlern unbezwinglich, fruchtbar, verklärt.

Wenn man aus unseren deutschen Ebenen in die Alpen steigt, ist eines der großen Erlebnisse: das Licht . . . . In Italien das mild klare, in Spanien das hart kristallene, in England das weich verdämmernde Licht sind Erschütterungen der Seele durch das Auge hindurch. Aber Griechenlands Licht ist die Seele des Lichtes selbst, in ihm verklärt sich das Irdische zu Traum, Menschengefügtes ist göttliches Schöpfungswunder, noch aus dem wandelnden Menschen im Ulster, im Kleid aus Paris lockt das Licht das Wesen heraus, das Plato zu seinen Dialogen, Phidias zu Götterbildnissen, Homer zum ewigen Gesang entflammte. Griechisches Licht! Homers Sonne! Sie ist nicht untergegangen, durch alle Nächte der Jahrtausende leuchtet sie bis in unseren Tag.

Griechenland ist mehr als ein Land. Griechenland ist Geist. Eine Reise dahin ist geistiges Erlebnis über alle Naturerfahrung und Welteinsicht hinaus. Alle, die wir wissen und schauen, stammen aus Griechenland. Und zumal Deutschland lag immer unter griechischer Sonne. Die große griechische Lehre von der Idee könnte deutsch empfangen sein. Nur in Deutschland lebten Weise, die denen Griechenlands die Hand reichten, durch keine Rasse, keine Zeit, keinen Raum getrennt. Unsere Sinne verlangen nach Italien, unsere Seele strebt nach Griechenland. Goethes Iphigenie ist das deutsche Gemüt, das die griechische Heimat mit der Seele sucht. Aus Griechenland stammt der Mensch, aus Italien nur die Schönheit . . .

Sogar der moderne Mensch stammt aus Hellas, der geflügelt sich in den Himmel über die Meere schwingt, Ikarus! Der mit Weisen in hohen Schulen disputiert und im Stadion Speere wirft und Marathon läuft. Musik und Tanz stammen aus Griechenland, auch dann noch, wenn heute die Griechinnen am Fuß des Athenetempels Shimmy tanzen und in Sicht der Tempel von Korinth Jazz die ewigen Götter beleidigt. Das zwanzigste Jahrhundert ist wie Sintflut von Athen bis Mykenä, von Kreta bis Sunion geflossen, aber Tempel und Götter, Philosophen und Staatsmänner, Tragiker und Bildhauer, Wettkämpfer und Hetären ragen unberührt in ewig blauen Himmel. Die Völker wälzen sich durch die Straßen und Häuser, alle Sprachen der Kontinente branden an

branden an Mauern, in deren Schatten Alkibiades lächelte und Phryne sich die Sandalen binden ließ, an deren Gestein mehr als zweitausend Jahre wie Traum abgeflossen sind; auf Eseln, deren Urahnen Beter nach Delphi, Läufer nach Olympia brachten, reiten heute Amerikanerinnen und Archäologen: und doch — es ist das alte unwandelbare Hellas! . . .

Bunte Chronik



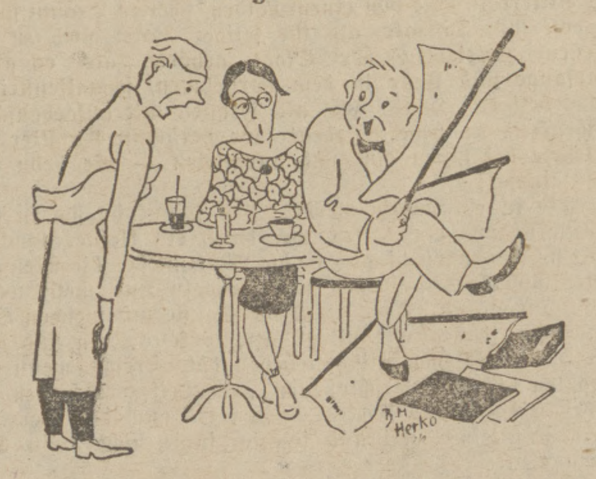
* **Schiller und die Musik.** Schiller liebte die Musik sehr. Besonders hatte er es gern, wenn sie im Nebenzimmer erklang, während er in seiner Arbeitsstube auf und ab ging und sich seinen dichterischen Stimmungen überließ. In der Dämmerung wanderte er oft stundenlang in seinem nur vom Monde erleuchteten Zimmer auf und ab, während seine Frau oder wohl auch Bekannte, die anwesend waren, musizierten. Und man hörte ihn dann wohl mitunter in begeisterte Laute ausbrechen. Einmal suchte ihn der Komponist Zelter auf, der mehrere seiner Gedichte in Musik gesetzt hatte. Aber Schiller hatte, wie gewöhnlich, erst eine Scheu zu überwinden, sich sprechen zu lassen. So wurde er nur von Schillers Frau empfangen, während Schiller selbst unsichtbar blieb. Aber Zelter vermutete, daß er sich in dem Nebenzimmer aufhielt, dessen Tür ein wenig offen stand. Da setzte er sich ans Klavier und fing an, seinen „Taucher" auf dem Klavier vorzuspielen. Es dauerte nicht lange, da bemerkte er, daß sich ein Kopf durch die Türspalte schob. Und bald darauf erschien Schiller, halb angekleidet, in dem Zimmer, ging auf ihn zu, schloß ihn in seine Arme und rief bewegt aus: „Sie sind mein Mann! Sie verstehen mich!" Seit der Zeit waren die beiden Freunde.



Lustige Ecke



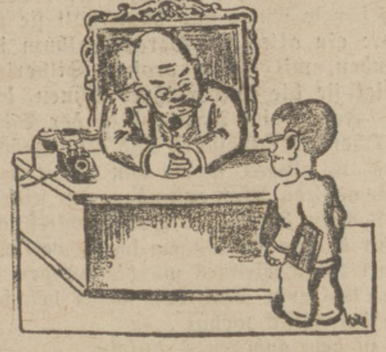
Der gute Gatte.



Sie: „Das ist aber wirklich stark — du nimmst mich mit ins Café, und nun liest du eine Zeitung nach der anderen."
Er: „Verzeih, liebes Kind! — Herr Ober! Meiner Frau auch eine Zeitung!"

*

Kapital.



Stift: „Darf ich um fünf Mark Vorschuß bitten?"
„Chef: „Wie? Fünf Mark? Sind Sie denn wahnsinnig? Sie wollen sich wohl selbständig machen?"

Verantwortlicher Redakteur: J. B. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.